

# Ein ungeladener Gast

## *Erster Teil*

### I

Es war Mitte August 2003, und der Sommer war außergewöhnlich heiß. Selbst in unserem Haus in einer kleinen norditalienischen Stadt zwischen Mailand und Aosta war die Hitze bis zum späten Abend unerträglich. Gegen 19 Uhr inspizierte ich unseren Garten. Mit Ausnahme von kurzen Unwettern hatte es seit Wochen nicht geregnet, und es war verboten worden, die Pflanzen im Garten zu gießen, was ich deshalb nur an gewissen Stellen tat, während morgens die Nachbarn noch schliefen. Das erklärte das scheinbare Wunder von blühenden Rosen inmitten ausgetrockneter Umgebungen. Das einzig Positive war, dass das verhasste Rasenmähen seit Ende Juni nicht mehr erforderlich war – es gab einfach kein Gras mehr. Obwohl unser Garten am Waldrand lag, schien er nichts von der Kühle des Waldes abzubekommen – vielleicht das Gegenteil: Der Wald konnte jederzeit in Flammen stehen. Es war einfach unglaublich heiß, mit Temperaturen von über 40°C am Nachmittag – behaupteten zumindest die Nachbarn, denn um diese Zeit genoss ich die Klimaanlage auf der Arbeit und kehrte erst später heim. Morgen war Samstag, und da wollte ich mit Luciano, einem Arbeitskollegen, in die Alpen fahren. Wir würden nicht die Einzigen mit diesem Plan sein, denn viele Leute hatten die gleiche Absicht. Um das Verkehrschaos möglichst zu umgehen, wollte ich meinen Freund um fünf Uhr früh abholen und erst am Montagmorgen wieder zurückkehren. Wir wollten in meinem kleinen Auto fahren, denn Luciano hatte kein Auto, und meine Frau, Maria, hatte bereits vor Wochen den großen Wagen genommen, um mit den Kindern zu versuchen, der Hitzewelle zu entkommen; leider fuhren sie in die falsche Richtung – in Richtung Westen – aber das ist eine andere Geschichte. Jedenfalls war ich allein zu Hause, und mein kleines Auto stand in der Garage unter dem Haus.

Am Abend um halb acht genoss ich die tägliche Erleichterung: Es wurde zwar keineswegs kühl, aber dennoch etwas weniger schwül; man hatte gelernt, eine sanfte Brise zu schätzen, weil es tagsüber überhaupt keine Luftregung gab. In etwa einer Stunde würde die glühende Kugel untergehen. Hinter mir wartete das Haus darauf, gelüftet zu werden – alle Fensterläden waren tagsüber zu, um jeden warmen Sonnenstrahl daran zu hindern, in das Haus einzudringen. Dies ist die altbewährte Methode, mit dem warmen Klima im Süden fertig zu werden, und in Mangel einer Klimaanlage musste ich dieses Prinzip anwenden. Das Vorgehen ist an und für sich nicht so schlecht. Mein Freund hatte eine Klimaanlage, wie die meisten Menschen hier, und daher war der Strom dauernd ausgefallen. Auf der Arbeit sind sie einen Schritt weitergegangen: Sie haben einen Dieselgenerator aufgestellt. Deshalb wird es vielleicht in Zukunft eine weitere Verschlechterung des Klimas geben und dadurch einen noch größeren Bedarf an Klimaanlagen und Generatoren.

Plötzlich erschien ein Mann aus dem Wald. Wir haben ein Tor im Gartenzaun, aber es war verschlossen, und der Fremde sprang einfach über das Gatter, während ich ihn verwundert ansah. Ich ließ mich nicht aus der Ruhe bringen, sondern sagte einfach „Buona Sera“, als wäre es ganz normal, ohne Einladung über den Zaun in fremde Gärten zu hüpfen.

“Excuse me, do you speak English?”

Ich nickte. An seiner Aussprache erkannte ich, dass er Amerikaner sein musste.

„Entschuldigen Sie, dass ich Sie auf diese Art belästige“, sagte er, „aber haben Sie etwas Wasser – im Haus?“

Wieder war ich etwas überrascht, weshalb er darum bat, ins Haus kommen zu dürfen, aber ich dachte, dass es eine gute Gelegenheit wäre, um etwas Englisch zu praktizieren, was ich lieber im Haus tun wollte, damit meine Nachbarn sich nicht über mich lustig machen konnten. „Bitte kommen Sie rein. Ich fürchte, dass das Wasser aus dem Hahn nicht sehr kalt ist, aber ich kann Ihnen ein Bier aus dem Kühlschrank anbieten.“

„In diesem Fall ziehe ich eine halbe Gallone lauwarmes Wasser vor, und wenn Sie mir danach immer noch ein Bier anbieten wollen, werde ich vermutlich nicht nein sagen.“

Wir gingen ins Haus und schlossen die Tür hinter uns, um die Hitze draußen zu lassen. Ich machte das Licht an, damit wir, noch halb geblendet von dem Sonnenlicht, unseren Weg zum Tisch finden konnten. Zu dieser Tageszeit war es im Haus vielleicht 10°C kälter als außerhalb.

Ich nahm den Fremden etwas genauer in Augenschein. Er trug einen grauen Anzug, das Jackett hatte er ausgezogen und über den rechten Arm gelegt, und ein ehemals weißes, nun verdrecktes, kurzärmeliges Hemd. Sein Gesicht verriet, dass er die letzten zwei Tage keine Gelegenheit gehabt hatte, sich zu rasieren. Das schwarze Haar klebte verschwitzt an seinem Kopf und konnte eine Dusche gebrauchen. Aus einer der Jackentaschen konnte man das Ende einer blauen Krawatte erahnen. Unter diesen tropischen Umständen trug selbst ein Amerikaner keine Krawatte. Mein Gast war vielleicht Ende dreißig, obwohl es schien, als ob ihn die letzten Tage zehn Jahre älter gemacht hätten. Ich bat ihn, auf dem Sofa Platz zu nehmen, während ich in der Küche Getränke und Snacks besorgte.

Ich stellte zuerst ein Glas und eine Kanne Wasser als eine Art Notfallversorgung neben ihn. Dann ging ich zurück und holte zwei Flaschen kaltes Bier und eine Tüte Chips. Ich kann nicht erklären, wieso ich ihm gegenüber so großzügig war, aber es war vermutlich eine Mischung aus Mitleid und Neugier. Als ich ins Wohnzimmer zurückkam, hatte er die Kanne Wasser bereits geleert und warf sich mit großem Appetit auf die Kartoffelchips. Wieder musste ich seine Manieren entschuldigen, er war nicht nur aus dem Wilden Westen, er war auch noch sehr hungrig. Zum Glück war Maria nicht zu Hause. Sie wäre bestimmt ausgerastet.

„Vielleicht sollten Sie eine Weile beim Wasser bleiben? Der Abend wird kurz sein, wenn Sie die Bierflaschen mit der gleichen Geschwindigkeit leeren.“

Er nickte wortlos. Als ich ihn dann fragte, ob er eine Portion Ravioli vertragen könnte, nickte er eifrig. Hatte er seine Sprache vergessen? Er konnte sich ein wenig erholen, während ich das Essen vorbereitete. Dann wollte ich ihn aber nicht ganz in Ruhe lassen – schließlich hatte ich ihn eingeladen zu dem Zweck, Englisch zu üben, und so musste er irgendwann anfangen zu reden.

Ich muss zugeben, es war keine große gastronomische Leistung, die ich in der Küche vollbrachte. Dafür hatte er sicher einen so großen Hunger, dass ihm alles schmecken würde – wenn er wieder aufwachte. Als ich nämlich zwanzig Minuten später mit den gefüllten Tellern zurückkehrte, war mein Gast eingeschlafen. Ich meldete mich zu Wort, woraufhin er mit einem Ruck aufwachte. Mit einem verschreckten Blick sah er sich um und beruhigte sich erst, als er sich vergewissert hatte, dass keine unmittelbare Gefahr bestand.

Er aß, wie ich vermutet hatte, mit großem Appetit, und es wurde Zeit, dass er gesprächiger wurde. „Meinen Sie nicht, dass es Zeit ist für eine Erklärung Ihres etwas eigenartigen Benehmens?“

„Ja und nein. ‚Ja‘, weil es Ihnen wirklich merkwürdig vorkommen muss und weil Sie sehr freundlich zu mir sind; und ‚nein‘, weil ich Sie nicht dadurch in Gefahr bringen

möchte, dass Sie zu viel wissen. Aber da ich offensichtlich vor irgendjemandem Angst habe, sollen Sie wissen, dass ich von ein paar Killern gejagt werde. Ich fürchte, dass jeder der mir hilft, der gleichen Gefahr ausgesetzt wird. Sobald ich fertig gegessen habe, werde ich weiterziehen, und ich kann Ihnen nur empfehlen, dass Sie jede Nachfrage, ob Sie mich gesehen hätten, bestreiten müssen.“

„Sollten wir nicht lieber die Polizei einschalten?“, fragte ich als gesetzestreuer Bürger.

„Oh nein, ich wäre dadurch das perfekte Zielobjekt für Scharfschützen. Außerdem bin ich mir nicht sicher, ob die Polizei mir wirklich helfen wird.“ Davon hatte ich bereits gehört: Die Polizei war ungefährlich für einen einfachen Bürger, aber wenn größere kriminelle Organisationen beteiligt waren, wusste man nie genau, wo sie stand.

„Ich bin bereit, das Risiko auf mich zu nehmen, etwas mehr über Sie zu erfahren“, antwortete ich. „Lassen Sie mich raten: Sie haben die USA vor mindestens zwei Tagen verlassen, sind vermutlich in Mailand, dem von hier aus gesehen nächsten internationalen Flughafen, gelandet und haben eine Auseinandersetzung mit der Mafia.“

„Gut geraten, Sherlock Holmes. Ja, in gewisser Weise ist das alles wahr, und ich kann gut verstehen, wie Sie zu dieser Einschätzung gekommen sind. Übrigens, nennen Sie mich Frank, und ich werde Sie Jack nennen, als Decknamen.“

Ich hieß zwar in Wirklichkeit Giacomo, entschied mich aber, das Geheimspiel mitzumachen. „So, Frank, möchten Sie wissen, worüber die Leute in der letzten Zeit hier diskutieren?“

„Ja, bitte, das ist doch sicherlich interessant.“

„Nicht, wenn man täglich das Gleiche hört. Es gibt im Grunde nur ein Thema, mit kleinen Variationen: Die Hitzewelle – wie lange wird sie andauern, wo werden die nächsten Waldbrände auftreten, was hat diesen Klimawandel ausgelöst und wird es in den kommenden Sommern dauerhaft so weitergehen?“

„Ist das wirklich alles?“, fragte Frank überrascht.

„Von dem, was ich bei der Arbeit hörte, ist das das Wesentliche. Ich habe vor etwa einem halben Jahr aufgehört Zeitungen zu lesen, und so bin ich darauf beschränkt, was meine Arbeitskollegen diskutieren – und dann natürlich auf die so genannten Nachrichten, die auf propagandistische Weise jede Stunde im Radio wiederholt werden. Ich bin mehr an den Wetterberichten interessiert. Sie sind zwar nicht sehr zuverlässig, außer gerade jetzt, wo sich das Wetter sowieso nicht ändert, aber wenigstens sind diese Berichte nicht zensiert.“

„Gab es einen besonderen Anlass zu dieser Erkenntnis, Jack?“

„Nicht direkt. Ich erkannte einfach, dass unsere Informationen einer starken Zensur unterliegen, was besondere politische Ereignisse betrifft. Vielleicht sind es nur wenige blinde Punkte, aber es ist auffallend, wie eintönig die Nachrichten dann wiedergegeben werden. Eine Zeit lang hatten wir auch kein Fernsehen, bis die Kinder protestierten – in Italien kann man nicht ohne Fernsehen leben.“

„Noch weniger in Amerika“, sagte Frank und aß zu Ende.

Ich stand auf und ging zur Terrassentür. „Es wird Zeit für mich, die Läden zu öffnen.“

„Nein, tun Sie das bitte nicht!“, rief Frank nervös. „Ich sagte Ihnen doch, dass es Männer gibt, die mich verfolgen und töten wollen. Sie können mich im Haus sehen. Das wäre dann auch eine Gefahr für Sie!“

„Ich denke, es ist eine größere Gefahr, das Haus völlig abgedunkelt zu lassen zu einer Zeit, in der alle Nachbarn ihre Fenster wieder geöffnet haben.“

Offensichtlich verstand Frank dieses Argument, denn er zog sich in eine entfernte Ecke zurück, und auf dem Weg dahin schaltete er das Licht aus. Ich machte die Tür auf und fing an, die Fensterläden zu öffnen. Ein paar Minuten später tauchten zwei Fremde

jenseits des Gartentores am Waldrand auf, von wo zuvor Frank gekommen war. Der Ältere von ihnen war vielleicht Mitte fünfzig mit grauen Haaren, durch die dunkle Strähnen schimmerten, einem kurzen Schnurrbart und einer sonnengebräunten Haut. Er fragte in seiner Muttersprache: „Sie da, sprechen Sie Englisch?“

Ich entschied, dass es genug war, dies einmal am Tag getan zu haben. Zudem machte er sich keine Mühe, einen höflichen Eindruck erwecken zu wollen. „Scusi, non capisco“, sagte ich und zeigte mich auch nicht interessiert an einer weiteren Kommunikation.

Jetzt fing sein jüngerer Begleiter, ein dunkelhaariger, rund 30-jähriger Mann an, mich in einem annehmbaren Italienisch, wie man es in New York hören kann, anzusprechen. Er war deutlich freundlicher als sein Kollege, dem er zu verstehen gab, sich diskret im Hintergrund zu halten. „Verzeihung, haben Sie vor etwa einer Stunde einen Mann aus dem Wald kommen sehen?“

„Nein, ich bin vor kurzem von der Arbeit gekommen und lüfte jetzt das Haus für die Nacht.“

„Warum kommen Sie erst so spät nach Hause?“

Ich lachte. „Das könnte mich meine Frau fragen, aber sie ist nicht da. Warum wollen Sie das wissen? Aber ich verzeihe Ihnen, Sie sind Ausländer und wissen vielleicht nicht, wie man das Leben ohne Klimaanlage hier im Sommer erträglich macht. An der Arbeitsstelle haben wir eben eine Klimaanlage, und wir kommen und gehen später im Sommer als im restlichen Jahr.“ Ohne mich bei den beiden zu verabschieden, drehte ich mich um und ging ins Haus zurück, wo ich die restlichen Fensterläden öffnete, scheinbar ohne die geöffnete Tür zum Garten im Auge zu behalten – auf diese Weise wollte ich ihnen demonstrieren, dass ich ihnen nichts zu verheimlichen hätte und sie gerne hereinschauen könnten, wovon die beiden zum Glück keinen Gebrauch machten. Dann ging ich zurück ins Wohnzimmer, wo ich Frank halb versteckt hinter dem Sofa fand. Als ich die Terrassentür wieder schloss, war von den zwei neuen Besuchern nichts mehr zu sehen. Vermutlich suchten sie nach weiteren Spuren ihres Flüchtlings. Ich ließ alle Fenster einen Spaltbreit offen.

„Warten Sie hier, während ich neues kaltes Bier hole“, flüsterte ich Frank zu. „Dann gehen wir hoch, wo wir reden können, ohne von außen gesehen zu werden.“

Von draußen unsichtbar krabbelte Frank auf allen vieren hinaus in die Diele. Erst an der Treppe stand er auf und ging mit mir hoch ins obere Stockwerk. wo mein Arbeitszimmer war. Das lag zur Straße gewendet, mit Ausgang zu einem Balkon, von dem aus man eine hervorragende Aussicht über das Tal hatte und wo wir unter anderen Umständen hätten sitzen können. Ich zog hier die Rollläden hoch, öffnete kurz das Fenster und die Balkontür und ging auf die Terrasse hinaus, während Frank schweigend in meinem Büro Platz nahm. Ich schaute auf die Straße. Weiter entfernt standen zwei Personen, aber ob es die gleichen waren wie vorher, konnte ich nicht ausmachen.

Nach fünf Minuten ging ich zurück ins Büro, schloss Tür und Fenster und setzte mich. „Wer waren die netten Herren?“, fragte ich ironisch.

„Major Heresford von der CIA und Leutnant Weiss von dem Mossad.“

„Und was wäre passiert, wenn man Sie gefunden hätte?“

„Das, was immer noch passieren kann. Ich würde vergiftet werden, so dass ich bewusstlos werde, und dann passiert mir ein Unfall – mit tödlichen Folgen, versteht sich.“

„Und wie groß sind die Chancen, dass man Sie nicht erwischt?“

„Ehrlich gesagt: minimal. Ich war mal unter Major Heresford angestellt, und in der Zeit haben wir fast alle Zielpersonen geschnappt, die wir unschädlich machen sollten.“ Meine Sympathie für Frank schwand bei dieser Aussage, verdiente er doch scheinbar selbst dieses Schicksal. „Vor drei Tagen nahm ich in Eile ein Flugzeug nach Europa, das erstbeste. Auf der Karte, die ich hatte, schienen alle Städte in Europa nah beieinander zu

liegen, und so endete ich in Mailand, einen Zentimeter auf der Karte, aber in Realität doch einige hundert Kilometer von Zürich entfernt, wo ich einen Journalisten treffen sollte. Sie versuchen mich zu erledigen, bevor ich irgendwelche Geheimnisse verrate. Und es scheint so, als werden sie Erfolg haben.“

„Wenn das so ist, haben Sie ja nichts zu verlieren, wenn Sie mir verraten, worum es hier geht. Im Gegenteil, es wäre doch Verschwendung, wenn Sie die Botschaft nicht weitergereicht hätten, bevor man Sie erwischt.“

Dieses Argument beeindruckte Frank offensichtlich. Nach einem längeren Schweigen sagte er leise: „Ich fürchte nur, dass Sie dann dasselbe Schicksal erleiden, wenn Sie zu viel wissen.“

„Und wer entscheidet, ob ich zu viel weiß? Mit Ihnen zusammen auch nur ein paar Worte gewechselt zu haben, scheint bereits zu viel zu sein. Ich denke, Frank, dass der Schaden bereits entstanden ist und dass Sie und ich nichts zu verlieren haben, wenn ich über Ihre Geheimnisse informiert werde, die diese Verbrecher so verbissen zu schützen versuchen. Außerdem dürfte es sich um eine interessante Geschichte handeln.“

„Es ist tatsächlich eine interessante Geschichte“, erwiderte Frank. „Ja, Sie haben Recht. Ich habe Sie mitgenommen auf mein Ruderboot mitten im stürmischen Atlantik, sodass Sie jetzt das Anrecht haben, die näheren Umstände zu erfahren. Dann muss ich sie Ihnen auch so erzählen, dass Sie sie weitergeben können, falls ich selbst daran gehindert werde.“

„Und ich kann Ihnen vielleicht helfen, morgen früh zu entkommen. Aber mehr darüber, wenn ich Ihre Geschichte gehört habe“, sagte ich.

„Ich fürchte, Sie werden mir dann nicht mehr helfen wollen, wenn Sie erfahren, was für ein Mensch ich bin – oder sagen wir ‚war‘. Aber gerade falls Sie mich verachten sollten, könnten Sie Interesse haben, die Geschichte zu veröffentlichen.“

„Dann trinken Sie lieber ein Bier, bevor ich anfangen, Sie zu verachten.“ Es war als ein Scherz gemeint, aber es war, nachträglich gesehen, tatsächlich gut, dieses Angebot gemacht zu haben, bevor Frank anfangen zu reden. Was für ein Geständnis!

## II

„Nachdem ich über Jahre hinweg die unterschiedlichsten Beschäftigungen hatte, teilweise aber auch gar keine, war ich froh darüber, endlich 1998 eine feste Anstellung im Hauptsitz der CIA in Langley, Virginia, zu finden. Es war zwar anfangs eine recht langweilige Arbeit und nicht besonders gut bezahlt, aber sie gab mir ein Gefühl der Sicherheit nach den unruhigen Jahren mit wechselnden Jobs. Im September 2000 wurde ich zu einer Tätigkeit im Außendienst in Orlando, Florida, befördert. Mein neuer Chef, den Sie gerade getroffen haben, wollte meine Loyalität testen, und nach einigen langweiligen Untersuchungen wurde ich Mitglied eines Wahlkomitees, in dem es meine Aufgabe war, die Wahlmaschinen zu manipulieren. Wir wollten, dass sie unserem Präsidentschaftskandidaten nur einen kleinen Vorsprung gaben, um nicht allzu sehr aufzufallen. Hätten wir den Vorsprung etwas deutlicher ausfallen lassen, wäre diese Unentschiedenheit in Florida und damit den ganzen USA nicht entstanden. Wie Sie wissen, war das Ergebnis in Florida bei den Wahlen im November 2000 lange Zeit umstritten und wurde schlussendlich vor Gericht entschieden. Aber das wird nicht nochmals passieren, wir können jetzt die Ergebnisse vollständig im Voraus entscheiden.“

„Gehört demnach die letzte freie Wahl in den USA der Vergangenheit an?“

„Das ist von Staat zu Staat unterschiedlich. Wir haben nicht überall Wahlmaschinen, aber vermutlich genug Stellen, um über künftige Präsidentschaftswahlen zu entscheiden.“

Es war erstaunlich, wie Frank immer noch stolz per ‚wir‘ sprach, zu einer Zeit, in der das gleiche ‚Wir‘ ihn verfolgte und töten wollte. Es war wohl nicht einfach für ihn, das Selbstverständnis der vergangenen Jahre abzulegen. Aber die Zeit drängte, und er hatte eine lange Geschichte zu erzählen, und so entschied ich mich dafür, ihn nicht zu unterbrechen, außer durch die gelegentliche, brummende Bestätigung, dass ich noch wach war und aufmerksam zuhörte.

„Die Wahl verursachte eine Phase der Instabilität in unserem Staat, und obwohl das Ergebnis nicht nur in Orlando entschieden wurde, verpasste mein Chef nicht die Gelegenheit, mir einen Teil der Schuld zuzuschreiben. Aber nach ein paar Monaten hatte er offensichtlich andere Sorgen. Ich bekam jetzt eine neue, sonderbare Aufgabe: Ich sollte eine arabische Person beschatten und sie, ohne dass sie es merkte, beschützen. Der Mann hatte eine Menge Namen, ich weiß nicht, welcher sein echter war. Ich nannte ihn einfach Ali.

Ali musste seinen Schutzengel irgendwie gespürt und geschätzt haben, denn er schien in jeder Stadt, in der er eine Zeitlang weilte, die Aufmerksamkeit der Sheriffs durch kleinere Kriminaldelikte auf sich zu ziehen. Dies verlangte von mir, dass ich mich beim zuständigen Ordnungshüter vorstellte, mich als CIA-Mitarbeiter auswies und verlangte, dass laufende Ermittlungen nicht gestört werden sollten. Eigentlich ist die CIA formal nur im Ausland tätig, aber das hatte niemanden gestört. Einmal musste ich Ali aus dem Gefängnis befreien, wieder ohne dass er von diesem Umstand erfuhr. Er war zu schnell gefahren, und der Straßenpolizist mochte keine Ausländer. In diesem Fall musste ich die 50 \$ Bußgeld hinterlegen, aber das war ein bescheidener Anteil der Kosten der ganzen Operation. Meine Arbeit endete abrupt am 10. September 2001, als ich wieder nach Langley zurückgerufen wurde. Keine lange Reise; mein ‚unterstützender Einsatz‘, wie man es nannte, hätte mich ohnehin nach Washington DC gebracht, nicht weit von Langley entfernt.

Ohne Schutzengel kam Ali am kommenden Tag um, und er nahm eine große Anzahl unschuldiger Leben mit ins Jenseits. Aber das mangelnde politische Zutrauen zu unserem Präsidenten hörte sofort auf, niemand bestritt nach dem 11. September seine Autorität, und wir waren alle bereit, ihm im Krieg zu folgen gegen... – ja, gegen wen eigentlich? Das war das Problem, wir wussten nicht, wen wir bekämpfen sollten, aber wir waren bereit, unserem Führer gegen jeden zu folgen, den er für unseren Feind hielt.“

„War die CIA direkt in den Anschlag involviert oder beobachtete man nur welche Personen darin verstrickt waren?“, unterbrach ich.

„Ich weiß es nicht, aber wir waren schon ein halbes Jahr vor den Anschlägen aktiv, und sie beendeten die politische Unsicherheit. Leider wussten auch andere von den Plänen, und es war ein Geheimnis mit vielen Lücken. Der israelische Geheimdienst, Mossad, hörte eine Menge staatlicher Verwaltungsbüros ab, sogar das Büro des Präsidenten im Weißen Haus. Daher standen am Morgen des 9/11 viele Büros im World Trade Center leer, und in New York nutzte man die Gelegenheit für Geldwäscherei in großem Stil. Und falls Sie weitere Beweise der israelischen Kenntnisse wünschen, sehen Sie doch nur, wie sie uns Amerikaner seither ausgenutzt haben. Vor ein paar Wochen dachte unser Präsident, dass es wohl genug wäre und lud den israelischen Premier Sharon zu einem 30-minütigen Gespräch nach Washington ein. Zuvor hatte er seinem palästinensischen Kollegen versprochen, die israelische Gewaltherrschaft zu beenden. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie er fünf Minuten lang sprach und seine indiskutablen Vorstellungen erläuterte, woraufhin sein Gast in weiteren fünf Minuten erneut seine Erpressung kundgab. Dann saßen die zwei Supermänner und angeblichen Freunde eine

Viertelstunde lang da und starrten sich hasserfüllt an, bis unser Präsident sich endlich dem Druck seines Gegners beugte. Wir wissen zwar nicht genau, welche Worte gefallen sind, aber wir haben eine Aussage von Bush vor dem Gespräch und können sie mit dem Ergebnis danach vergleichen. Das war das Ende des amerikanischen Einflusses, die israelische Seite hatte freie Bahn zu tun, was sie für gut hielten. Es hatte ja auch keiner eingegriffen, als die amerikanischen Siedler die Indianer vertrieben und ihr Land kolonialisierten.“

„Ich denke, Sie können aktuellere Beispiele für ethnische Säuberungen nennen.“

„Vielleicht, aber ich bin kein Spezialist, ich meine ... ich war ja nur ein kleiner Fisch neben großen Haien. Ich gehorchte nur den Befehlen.“

„Ich bin gespannt auf das nächste Kommando.“ Ich ärgerte mich sogleich, dass ich ihn wieder unterbrochen hatte.

„Es war eine Art Detektivarbeit, die Suche nach Hinweisen auf den Anschlag auf das World Trade Center. Sie betraf nicht nur schriftliches Material, sondern auch Tonbänder, Bilder und Videos, die von dem FBI und der FEMA – dem Katastrophen-Dienst, der in New York passenderweise seit dem 10. September gastierte – eingesammelt worden waren. Wir sagten sarkastisch, dass das Material ‚archiviert‘ werden würde – in Wirklichkeit wurde es sorgfältig zerstört, sodass es bei einem späteren Antrag nicht aus Versehen ausgeliefert werden könnte. Zuvor hatte ich alle Hinweise auf meine Beschattung Alis ‚archiviert.‘ Es war ja in Ordnung, dass seine Anwesenheit dokumentiert war, aber jeder Hinweis auf einen Schutzengel musste entfernt werden. Es war ein leichtes Unterfangen: Ich wusste, wann wir wo gewesen waren und musste nur die einst aufgesuchten Büros erneut betreten und mir die entsprechenden Logbücher aushändigen lassen – auch das FBI hatte mir eine entsprechende Vollmacht erteilt. Als ich die Bücher danach zurückbrachte, fehlten meist eine oder mehrere Seiten.

Insgesamt waren meine Kollegen und ich sehr erfolgreich. Über die größte Polizeiaktion Nordamerikas steht in den Archiven kein brauchbarer Hinweis auf mögliche Täter. Die Öffentlichkeit weiß nur, was wir ihnen erzählt haben – und gibt sich damit ohne nachzufragen zufrieden.“

„Und was führte dann dazu, dass der erfolgreiche Beweiszerstörer mit seinen Auftraggebern in Clinch geriet?“

„Wie ich Ihnen bereits erzählte, war ich nur ein kleiner Fisch im System, aber ich war auch Teil der noch existierenden Indizien, dass der 9/11 ein Staatsunterfangen war. Letzte Woche war ich in New York, wo das Mossad genauso offensichtlich arbeitet wie daheim in Tel Aviv. Ich dachte, dass wir eng mit unseren Verbündeten zusammenarbeiten würden und habe wohl einige Hinweise auf die Täter preisgegeben, als ich mich mit Leutnant Weiss traf. Es war zwar nichts, was er nicht wusste, aber es wurde klar, dass man nicht über solche Sachen reden durfte. Nach dem Essen, wenn die Pöbel-Grenze überstiegen wird, verliert man eben Hemmungen – was einem Geheimagenten niemals passieren dürfte. Als ich in New York vom Hotel in einem Taxi zum Flughafen fuhr, wurde ich in einen Verkehrsunfall involviert, aber abgesehen von dem materiellen Schaden war mir da nichts passiert. Ich nahm ein anderes Taxi und erreichte noch meinen Flug nach Washington. Im Flugzeug überlegte ich, selbst Produzent von tödlichen Unfällen, ob dieser ganz zufällig passiert war.

Bei meiner Rückkehr hätte ein neuer schwerer Unfall passieren sollen, aber ich war bereits nervös und auf das Schlimmste vorbereitet. Ein schneller, schwarzer Lastwagen wollte mein Auto überholen, als ich nach Langley fuhr. Plötzlich ahnte ich, dass er einlenken und mich dabei zerquetschen könnte, was er auch versuchte. Ich bremste und er fuhr weiter, als wäre nichts passiert – na ja, es ist für mich ja gerade noch gut ausgegangen. Vermutlich wartete er später auf eine zweite Gelegenheit. Ich hingegen wendete sowie er außer Sichtweite war und fuhr entlang kleiner Straßen zurück nach

Washington. Zum Glück hatte ich keine Familie zu Hause in Langley. Ich war in der unruhigen Zeit vor der CIA schon geschieden worden und hatte keine Kinder mit meiner Exfrau.

In Washington nahm ich ein Flugzeug nach Buffalo und von dort aus einen Bus nach Kanada, eine gute Möglichkeit, um nicht registriert zu reisen. Von Ottawa flog ich mit dem nächstbesten Flug nach Europa, und das war eben eine ‚Alitalia‘ nach Mailand. Allerdings musste ich das Ticket mit meiner Kreditkarte bezahlen, und damit habe ich ihnen eine Spur hinterlassen. Vom Hotel aus rief ich einen deutschen Journalisten an, von dem ich wusste, dass er Beweise über den 9/11 sammelt, und vereinbarte mit ihm ein Treffen in der Schweiz. Ich schlief zwei Nächte im Hotel. Am Morgen darauf sah ich per Zufall meinen früheren Chef, Major Heresford, in der Lobby, zum Glück ohne dass er mich bemerkte. Ich geriet in Panik und verschwand aus dem Hotel, Rechnung und Gepäck hinterlassend. Irgendwie sind mir die beiden, Heresford und Weiss, auf der Spur geblieben, wovon Sie sich ja selbst überzeugen konnten. Aber ich werde versuchen, die Alpen morgen zu überqueren, um den Journalisten zu treffen.“

„Haben Sie keine Angst, dass die CIA weiß, dass Sie nach Zürich wollen?“

„Hoffentlich denken sie das, denn ich habe den Journalisten gestern von Navarra aus angerufen und den Treffpunkt nach Brigg im Wallis verlegt.“ Er schrieb den Namen und Treffpunkt auf ein Stück Papier und gab es mir. „Anzustreben wäre übermorgen; wenn ich mit diesem Termin Probleme habe, wartet er bis zu drei Tagen dort auf mich.“

„Sind Sie denn sicher, dass er nicht auch von der CIA bezahlt wird?“

Frank schwieg kurz. „Selbstverständlich gibt es diese Möglichkeit. Jeder, der die CIA kritisiert und es überlebt, könnte auf ihrer Gehaltsliste stehen.“ Ich nickte und überlegte, was ich mit dem vielen Geld anstellen könnte, falls ich Frank verpfeifen würde, entschied mich aber für ein gutes Gewissen. Frank redete währenddessen weiter. „Auf jeden Fall habe ich neuerdings ein besseres Gewissen. Außerdem habe ich keine Alternativen. Natürlich wird dieser Journalist besonders streng von der CIA und ihren freundschaftlich gesinnten Organisationen überwacht.“

„Nun, weil ich Ihr Vertrauen genieße, empfehle ich, einen dringend erforderlichen Schlaf auf dem Sofa zu nehmen. Morgen früh, während es noch dunkel ist, werden wir in den Norden fahren. Ich werde vorher die Einzelheiten ausarbeiten.“

Ich weiß nicht, ob Frank wirklich Vertrauen zu mir hatte oder einfach aus der Not eine Tugend machte. Was immer der Grund war – als ich am Morgen um halb fünf kam, um ihn zu wecken, war er immer noch da.

### III

Mein Morgen startete wie üblich mit einem Espresso; ich sage lieber nicht, was Frank zum Frühstück aß, aber er war offensichtlich noch hungrig. Ich wollte ihm mein Rasiergerät leihen, doch er hatte sich für einen Vollbart entschieden. Dann schenkte ich ihm ein neues Hemd und einen kleinen Rucksack für seine Jacke und einige Lebensmittel sowie eine Karte, die ihm die Wanderung über die Berge in die Schweiz erleichtern sollte. Ich erzählte ihm von Luciano, der wiederum nichts von ihm erfahren sollte. Endlich führte ich ihn runter in die Garage durch die von außen nicht sichtbare Kellertür und bat ihn, sich im Auto hinter den Vordersitzen zu verstecken. Danach deckte ich ihn mit einem Teppich zu. Dann ging ich hoch und schloss schnell alle Läden im Haus, das ich anschließend durch den Haupteingang verließ. Falls jemand das Haus beobachtete, erlebten sie mich sorglos ein bekanntes Lied summend – natürlich nur gedämpft, um die Nachbarn, die alle bei offenen Fenstern schliefen, nicht zu wecken. Es wurde langsam

heller, aber der Sonnenaufgang war noch eine gute Stunde entfernt.

Ich öffnete die Garage von außen und schloss sie hinter mir, nachdem ich den Wagen hinausgefahren hatte. Dann fuhr ich in die Stadtmitte, um Luciano abzuholen. Ich wurde von niemandem verfolgt. Luciano beschwerte sich, dass ich wie üblich zehn Minuten zu spät wäre, worauf ich erwiderte, dass ich immer *genau* zehn Minuten zu spät käme. Es erschien uns beiden etwas kühler, aber in Wirklichkeit war die Temperatur über Nacht nicht unter 20°C gefallen. Wir diskutierten die Hitzewelle, wie es jeder zu dieser Zeit tat, ohne etwas zu unternehmen, um es erträglicher zu machen.

Wir hatten gerade die Stadt verlassen, als wir in eine Polizeikontrolle gerieten. Sie standen gerade hinter einer Kurve, so dass es kein Entkommen gab. Ich brachte als guter Bürger ohne schlechtes Gewissen das Auto zum Halten. Vor uns standen sechs Carabinieri, hinter uns befand sich nur noch ein weiteres Auto, eine holländische Familie mit einem großen Campingwagen hinter dem viel zu kleinen PKW davor.

„Was ist los, Chef?“, fragte ich den jungen Carabinieri, der uns entgegenkam.

„Wir suchen eine flüchtige Person!“, sagte er.

„Diese Beschreibung trifft genau auf uns zu“, sagte Luciano. „Wir versuchen gerade vor der Hitze zu flüchten.“

„Oh, sei still, Saddam, und vergiss nicht, jung auszusehen.“ Ich deutete mit meiner Aussage auf seinen schwarzen Schnurrbart und das schwarze Haar, was die einzigen Charakteristika waren, die Luciano mit dem flüchtigen irakischen Diktator gemeinsam hatte.

Der junge Carabinieri war etwas verwirrt, aber ein älterer Kollege, der selbst genauso viel Ähnlichkeit mit Saddam Hussein hatte, lachte. „Der Mann, den wir heute suchen, hat keinen Schnurrbart.“

Ich bin mir sicher, dass sie unser Auto gründlich durchsucht hätten, wären wir nicht durch einen anderen Vorfall gerettet worden. Der holländische Fahrer hatte wohl die Aufforderung anzuhalten missverstanden und fuhr erst langsam an uns vorbei und dann schneller weiter, bis ihn zwei Carabinieri auf dem Motorrad nach ein paar hundert Metern unmissverständlich zum Stehen brachten. Dieses verdächtige Benehmen sollte mit einer gründlichen Untersuchung bestraft werden. Gleichzeitig näherte sich ein weiteres Auto von hinten, und so gehorchten wir lokalen Bewohner bereitwillig der Aufforderung weiterzufahren.

Sollte ich Luciano nun von Frank erzählen? Nein, es könnte später eine weitere Kontrolle folgen und ohne zu wissen, was wir im Auto mitführten, reagierte er wunderbar natürlich, wie er bereits bewiesen hatte. Es war schwer zu sagen, wie befangen er nach Erklärung der Lage sein würde. Ich entschied mich daher dazu, ihn in glücklicher Unwissenheit zu lassen.

Wir näherten uns Domodossola, dem letzten italienischen Städtchen vor dem Simplon-Pass, und bogen vor der Stadt links ab auf eine kleinere Bergstraße. Luciano erfuhr nie etwas von Frank. Ich überlegte schon verzweifelt, wie ich unseren blinden Passagier unbemerkt loswerden könnte, doch glücklicherweise wurde mir die Entscheidung abgenommen, denn Lucianos Kaffee von heute Morgen wollte wieder `raus und er bat mich, bei einer Baumgruppe anzuhalten. Nach Lucianos Verschwinden ließ ich Frank schnell hinaus, zeigte ihm auf der Karte, wo wir waren und welche Richtung er nehmen sollte. Dann kam Luciano auch schon zurück.

„Wo kam dieser Mann plötzlich her?“, wollte er wissen, als Frank fort war.

„Ich weiß es nicht, aber ich habe ihn vor einem Schock bewahrt, indem ich ihn aufgehalten habe, sonst hätte er womöglich gesehen, was du mit der Natur machst. Er sei ein australischer Tourist, erzählte er, und er fragte nach dem Weg nach Hause, aber ich habe ihn in die entgegengesetzte Richtung geschickt“, sagte ich.

Nach einer weiteren halben Stunde erreichten wir endlich die alpine Hütte, wo wir

die kommenden 48 Stunden verbringen wollten. Die anderen Leute unserer Gruppe kamen bald nach uns an, und wir waren zum Schluss ein ganzes Dutzend, das den frischen Wind in den Alpen genoss.

„Ruf bei der Arbeit an und sag, dass sie mir noch eine Woche Urlaub zu geben haben, ansonsten kündige ich“, meinte Luciano übermütig.

„Du kannst dein eigenes Handy verwenden“, antwortete Rafael, als ob irgendjemand in einem Büro solche Anrufe entgegennehmen würde an diesem heißen Samstag.

Am nächsten Tag stand ich erst um acht Uhr auf. Ich schaltete das Radio ein, um die Lokalnachrichten zu hören. In der näheren Umgebung war gestern Nachmittag ein amerikanischer Flüchtling bei einem Bergunfall getötet worden. Der Mann hätte ein Hotel in Mailand verlassen, ohne die Rechnung bezahlt zu haben. Jetzt hatte er offensichtlich versucht, in die Schweiz zu entkommen. Nach einem Hinweis der amerikanischen Behörden wurde der Mann verdächtigt, Kontakte mit der Mafia und der Al-Qaida zu haben.

Ich hatte keinen Zweifel, dass man Frank erwischt hatte. Die nächste Frage war, ob sie auch mich verdächtigen würden, etwas zu wissen. Ich schaute zu Lucianos Schlafplatz. Sein Schlafsack war leer.

„Luciano ist zum nächsten Bäcker ins Tal gefahren – übrigens mit deinem Auto“, erklärte Rafael. „Er hat die Schlüssel in deiner Hosentasche gefunden.“ Unmittelbar danach hörten wir einen Schuss, der mit vielen Echos in den Bergen wiederhallte. Waren Jäger hier und gerade jetzt aktiv?

Bereits eine Stunde später überbrachte ein Polizeiwagen die traurige Nachricht, dass Luciano auf dem Rückweg vom Bäcker die Kontrolle über das Auto verloren hatte, das daraufhin in eine tiefe Schlucht gestürzt war, wo es Feuer fing. Man war zwar noch nicht zum Autowrack vorgedrungen, aber es bestand über das Verbleiben Lucianos kein Zweifel: Diesen Sturz konnte man nicht überleben. Ein Zeuge hatte gesehen, wie in einer Kurve das Vorderrad talseitig plötzlich und deutlich hörbar zerplatzte.

Ich konnte mir lebhaft vorstellen, was das Platzen des Reifens ausgelöst hatte. Wenn man aber nicht direkt danach suchte, würde man die Spuren der Kugel kaum finden. Wie traurig und erschüttert ich auch über Lucianos Tod war, so konnte ich die Hoffnung doch nicht unterdrücken, dass die Mörder nun vielleicht genug getötet hatten. Bald aber erkannte ich, dass selbst die kurze gemeinsame Fahrt mit Frank ausreichen würde, um auch den Helfer zum Tode zu verurteilen. Die Verfolger hatten zweifellos den Wagen erkannt und vielleicht auch, dass ein anderer am Steuer gesessen hatte.

Jetzt fragte ich mich, wie man uns so schnell und genau auf die Spur gekommen war – und dann fiel mir ein, dass ich etwas von ‚Tracing‘ mittels kleiner Chips gelesen hatte, die bei wilden Tieren unter der Haut, an Halsbändern oder am Bein angebracht wurden. Bei Menschen konnte man so einen Chip in die Kleidung einnähen. Frank hatte seine Krawatte im Auto vergessen, ein Kleidungsstück, das selbst ein amerikanischer Bergwanderer nicht vermisst. Ob es wirklich so funktioniert hatte, wusste ich nicht, aber denkbar war es. In jedem Fall stand ich nun ganz oben auf der Todesliste.

Ich überlegte kurz, mit den Carabinieri mitzufahren, aber wie Frank traute ich ihnen nicht – vielleicht waren ja sie die beiden ‚Jäger‘. Deshalb verließ ich diskret die Hütte, nachdem ich die Geschichte aufgeschrieben hatte. Erst suchte ich diese Höhle auf, in der du, Maria, diese Seiten gefunden hast. Ich ließ sie hier, nur für den Fall, dass ich das Treffen in Brigg wegen eines obskuren ‚Unfalles‘ nicht erreichen sollte.“

*Fortsetzung folgt in **Duodecameron**.*